

Miklas Schulz

Mehr Reflexivität wagen?!

Disability Studies und Diversitätsforschung im Dialog

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird die blindheitsbedingte Teilnahme an einem inklusiven Hochschulsportangebot untersucht. Mittels einer autoethnografischen Reflexion wird nach Paradoxien gefragt, wie sie zuweilen in solchen Inklusionsbemühungen begründet liegen. Sobald gruppenorientiert argumentiert wird und diese Angebote entsprechend organisiert sind, werden andere Differenzen in ihrer Bedeutung aufgewertet. Es entstehen somit Reflexionsanlässe, weil damit potenziell Ungleichheiten verbunden sein können. Ausgehend davon werden zwei Überlegungen vorgestellt: Zum einen wird der Dialog mit einer – nicht monolithisch zu denkenden – Diversitätsforschung gesucht, indem Gemeinsamkeiten zu den Modelldiskussionen in den Disability Studies angedeutet werden. Zum anderen werden Überlegungen dazu angestellt, was es eigentlich für die Disability Studies bedeutet, wenn ihre internen Diskussionszusammenhänge (der Mad Studies, Deaf Studies oder Critical Blindness Studies) mitunter an Differenzkategorien orientiert sind, obgleich doch der Kategorieneinsatz regelmäßig über die ihm eingeschriebenen Grenzziehungen Paradoxien aufruft.

Schlüsselwörter: Autoethnografie, Modelle von Behinderung, Critical Blindness Studies, Paradoxien von Inklusion, Kategoriendilemma

Dare to be more reflexive?!

Disability Studies and Diversity Research in Dialogue

Abstract in English

This paper looks at the integration of blind people into an inclusive university sports program. Autoethnographic reflection is used to explore the paradoxes that are rooted in these kinds of efforts towards inclusion. When arguments are made that have particular reference to the group and the options that are on offer are organized accordingly, other differences readily take on more significance. This provides further occasion for reflection, because there may be other associated disparities. On this basis, two ideas will be presented: firstly, dialogue with diversity research – considered in non-monolithic terms – in which overlaps on discussions on the models in Disability Studies are suggested; secondly, reflections about what it means for Disability Studies, if the parameters of internal debate (from the context of Mad Studies, Deaf Studies, or Critical Blindness Studies) are geared to categories of difference, notwithstanding that the categories routinely brings up paradoxes based on the demarcations encoded in them.

Keywords: autoethnography, models of disability, critical blindness studies, paradoxes of inclusion, category dilemma

Einleitung

Der Anspruch der Disability Studies ist ein emanzipatorischer, was heißt, dass den Forschungspraktiken und der Erkenntnisproduktion eine politische Dimension zuerkannt wird. Wir haben es demnach mit einer Form eingreifenden Denkens und Forschens zu tun. Verändernd eingegriffen werden soll in die auf Behinderungen zielenden Selbstverständlichkeiten in Alltag und Wissenschaft. Insofern scheint es naheliegend – wenn nicht gar geboten – die (un-)verhofften Folgen des kritisch-eingreifenden forscherschen Denkens und Handelns zu reflektieren. Dafür werde ich im Folgenden meine blindheitsbedingte Teilnahme an einem inklusiven Projekt des Hochschulsports in Hannover mit Hilfe einer autoethnografisch inspirierten Skizze reflektieren (Ellis et al., 2010). Ich möchte damit auf eine, institutionellen Inklusionspraktiken innewohnende Paradoxie aufmerksam machen und einige (selbst-)kritische Fragen anschließen. Gesucht wird dafür der Dialog mit einer sich jüngst konstituierenden und an der Konstruktion von Differenz interessierten (reflexiven) Diversitätsforschung. Letztere sollte nicht als ein monolithischer Block vorgestellt werden, der allenthalben an Ökonomisierungen des Sozialen interessiert ist (Krell, 2014). Deutlich machen möchte ich, inwieweit sich Gemeinsamkeiten zwischen neueren Grundlinien einer Diversitätsforschung und den Modelldiskussionen in den Disability Studies postulieren lassen, sowie auf fruchtbare Austauschmöglichkeiten hinweisen. Ziel soll eine über diesen Dialog vertiefte Selbstverständigung im Feld der Disability Studies sein.

1. Positivistische Differenzordnung

Im Rahmen eines sogenannten ‚Buddy Prinzips‘ bemüht man sich im Hochschulsport der Universität Hannover seit einigen Semestern, die Teilnehmendenzahlen von Menschen mit Behinderung im Kursangebot zu steigern. Es soll attraktiver und barrierefreier gestaltet werden. Die Idee ist, dass Menschen mit und ohne Beeinträchtigung nun gemeinsam Sport treiben. Als blinde Person und Teilnehmender dieses Inklusionsangebots werde ich über eine als Ehrenamt gerahmte Tätigkeit zu einem Kurs begleitet. Ich werde somit von der Raumsuche sowie von den umständlichen Anmeldungsmodalitäten entlastet. Für beliebtere Angebote muss man sich nämlich – aufgrund der Tatsache begrenzter Kursplätze – ab morgens 7 Uhr online anmelden. Ohne Vorkehrungen könnte der Fall eintreten, dass ich einen Platz habe, meine Begleitung aber nicht (oder umgekehrt). Wie wird also dafür gesorgt, dass unser gerade geschmiedetes Tandem nicht gleich wieder konterkariert wird? Wir werden einfach beide vorab und ohne die lästige Schleife der Onlineanmeldung vor dem offiziellen Anmeldezeitraum in den Kurs eingetragen. Es kommt also zu einer am Nachteilsausgleich orientierten individualistischen Sonderbehandlung.

Die geschilderte Umsetzung scheint über eine Vorstellung zu operieren, der zufolge Differenzen zwischen Menschen schlicht (natürlich) gegeben sind. So wird davon ausgegangen, dass Behinderte (im Sinne eines medizinisch feststellbaren Wesensmerkmals) Unterstützung benötigen, um Sport treiben zu können. Im Hochschulsport wird daher eine entsprechende Gruppe aufgemacht – die der Behinderten.

In der Diversitätsforschung wird im Rahmen einer Typologie unterschiedlicher Diversitätsverständnisse (Bühmann, 2020) eine dem individualistischen Modell von Behinderung ähnliche Grundausrichtung als *positivistisch-funktionalistisches Diversitätsverständnis* bezeichnet. Ausgangspunkt eines solchen, sich häufig quantifizierenden Forschungsdesigns bedienenden und in diversitätsbezogenen Managementansätzen aufscheinenden Verständnisses ist die Frage nach dem organisationspezifischen ökonomischen Nutzen von Vielfalt (Gardenswartz & Rowe, 1998). Zwar geht es im vorliegenden Beispiel nicht um eine Gewinnmaximierung, jedoch scheinen andere, das positivistische Diversitätsverständnis konturierende Bestimmungsfaktoren mit einem individualistischen Behinderungsverständnis in Übereinstimmung zu stehen.¹

Fraglos haben wir es mit einer prinzipiell begrüßenswerten Maßnahme zu tun. Gleichwohl werden über zugeordnete Defizite verschiedene Gruppen konstruiert, in denen Unterschiede zu anderen Gruppen dramatisiert, gleichzeitig jedoch Differenzen intern homogenisiert und ihre Mitglieder folglich implizit ontologisiert werden. Es ist eben gerade nicht allen Menschen mit Beeinträchtigungen über ein Buddy-Prinzip zur Teilnahme verholphen. Die Idee der Begleitung mag im Falle von Blindheit (und andere Menschen sind mir in den Gruppentreffen auch noch nicht begegnet) zielführend sein; dies gilt jedoch bei Weitem nicht für andere Beeinträchtigungsformen. Treppen können beispielsweise so schwerlich überwunden werden. Ausgangspunkt der intendierten Barrierenreduktion bildet also die Annahme, dass die Behinderung gegeben und an die Person geheftet ist. Worum es in dieser positivistisch verkürzten Perspektive offenkundig (noch) nicht geht, ist, die Ursachen für die Erschwernisse

zu problematisieren oder sie gar strukturell zu überwinden. Denkbare Interventionen wären beispielsweise Aufzüge, schallisolierende Maßnahmen oder ein Leitliniensystem.

2. Unterschiede als Folgen kontingenter Unterscheidung

Letztgenannte Ideen wären uns aus dem sozialen Modell von Behinderung vertraut: Hervorgehoben wird dort die sozio-materielle Beschaffenheit der Umwelt für die Entstehung von Teilhabebeschränkungen und (ökonomischen) Ungleichheiten durch Barrieren und deren exkludierende Selektionsmechanismen (Waldschmidt, 2020).² Solch eine Kritik an potentiell ausschließenden Strukturen, die manche selbstverständlich als Teil der Mehrheitsgesellschaft erscheinen lassen, während andere gerade dadurch marginalisiert werden, finden wir in dem wieder, was als *kritisch-emanzipatives Diversitätsverständnis* gekennzeichnet wird (Bührmann, 2020). Hierunter werden im Kontext der Diversitätsforschung beispielsweise intersektionale Analysen subsumiert, die dezidiert macht- und herrschaftskritisch ausgerichtet sind und die Konstruiertheit von Unterschieden einerseits, aber auch deren Nachteile und Ungleichheiten begünstigende Verwobenheiten im Sinne interdependenter Zusammenhänge andererseits betonen (Krell, 2014). Ähnlich wie im sozialen Modell tritt in Analysen neben die vermeintliche Diskriminierung nun auch die Thematisierung des Gegenstücks, die Privilegierung (Ahonen et al., 2014).

Im Rahmen solcher Orientierungen wird vermehrt qualitativ geforscht, was bedeutet, dass die Differenzkategorien nicht länger als objektive Tatsachen gelten können, die standortunabhängig beobachtbar wären. Auf Basis von Gruppenzuordnungen sollen nun weder Defizite noch Ressourcen als Eigenschaften deklariert werden; vielmehr sind offene und kritische Untersuchungen der über Machtbeziehungen konstituierten Differenzverhältnisse anzustreben. Die Kategorien gelten in einem kritisch-emanzipativen Diversitätsverständnis als durch Unterscheidungen gemachte (kontingente) Unterschiede (Bührmann, 2020). Beforscht werden sollen insbesondere die (intersektional verstandenen) Effekte, die kategoriengestützte Differenzregime auf Welt- und Selbstverhältnisse haben. Gruppenzugehörigkeiten oder Zuweisungen zu denselben sind also für die Zuschreibung individueller Eigenschaften nicht länger aussagekräftig. Vielmehr müssen in dieser Perspektive die Kategorien mit Leben gefüllt werden und dafür bedarf es der Menschen und einer gewissen Handlungskonformität. Damit beispielsweise eine Anrufung als blinder Sportler gelingen kann, müssen bestimmte Wissensbestände in den Fremd- und Selbstpositionierungen bedient werden.³ Anrufungen organisieren also, dass sich Menschen folgsam in die durch Kategorien (vor-)sortierten Verhältnisse einfügen.

Inspiziert durch das kritisch-emanzipative Diversitätsverständnis können wir unsere kurze Szene noch einmal anders perspektivieren und nach den Machtwirkungen von virulenten Unterscheidungen fragen: Ich folge als Blinder nun der mit der Teilnahme am vermeintlich inklusiven Sportprogramm verbundenen Anrufung, in der Hilfsbedürftigkeit eine zentrale Rolle spielt. Diese Hilfsbedürftigkeit wird nicht nur über die Organisation des Hochschulsports insinuiert und stabilisiert, sie wird sogar noch institutionell ausgeweitet. Dafür nämlich, dass die ehrenamtliche Begleitung eine Aufwandsentschädigung erhalten kann, muss sie aus versicherungstechnischen Gründen einen Übungsleiterschein vorweisen. Solch Übungsleiterschein bringt sogleich eine neuerliche Differenzverstärkung und Hierarchisierung in den Positionierungen mit sich. Eben noch Anhängsel und ermöglichende Bedingung, wandelt sich die Rolle der Begleitung zu einer formal überformten Höherstellung, denn die Übung will schließlich auch angeleitet werden (was bei mir noch nie der Fall war; zumal dafür die Kursleitung ja da wäre). Paradox, wie hier auf einmal aus der Inklusionsbestrebung eine mit potenziellen Disziplinierungsansprüchen versehene Rekonfiguration der Beziehungsebene resultiert. Dabei spielt es zunächst keine Rolle, inwieweit dieses asymmetrische Setting nun auch folgenreich für die tatsächliche Ausgestaltung der Beziehung zwischen Trainierenden und der Begleitung ist. Erst durch eine (fingierte) Unterwerfung unter dieses – mir althergebrachten nicht sympathische – Arrangement, kann ich in den Genuss der barriereärmeren Sonderbehandlung kommen. Ich begeben mich also notwendigerweise in die Subjektposition ‚durch Blindheit behinderter und abhängiger Sportler‘. Ich spiele damit das um (Nicht-)Behinderung kreisende, Unterschiede mit essentialistischer Tendenz machtvoll performierende Differenzspiel eindeutig mit, sodass eine Analyse auch hier nicht stehen bleiben muss.

3. Reflexion machtvoller Komplizenschaft

Eine reflexive Diversitätsforschung fragt danach, wann welche Kategorie für wen, warum (nicht) relevant ist. Damit ginge das dritte, skizzenhaft anzudeutende, reflexive Diversitätsverständnis nun hinter die

ungleichheitsrelevanten Fragehorizonte soziomateriell bedingter Diskriminierung zurück; genauer gesagt setzt die *reflexive Selbstversicherung* tiefer an als noch im kritisch-emanzipativen Verständnis oder im sozialen Modell von Behinderung. Betont wird zunächst ebenfalls der performative Prozess des Hervorbringens von kategorial gestützten Unterschieden und Gemeinsamkeiten (zwischen Gruppen und/oder Menschen). Neu ist der Gedanke, dass wir uns in eben diese Unterscheidungspraktiken bzw. deren Voraussetzungen und Folgen fortlaufend involvieren. Das gilt für Forschung und Alltag gleichermaßen. Der Selbstvergewisserungsanspruch lässt in dieser Perspektive die Praxis der Forschung selbst zu einem Gegenstand forschersicher Auseinandersetzung und Reflexion werden. Dies geschieht, indem die zwecks der Erkenntnisproduktion erprobten Praktiken der (Trans-)Formierung des Wissens selbst auf ihre Konstruktionsweisen und Einsatzpunkte hin befragt werden. Vor solchem Hintergrund gibt es kein Entrinnen mehr aus dem Differenzspiel, in das sich sodann auch die Forschungspraktiken mit ihren Hervorbringungen, Konturierungen und Stabilisierungen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden verwickeln.

Man könnte das Beispiel des Sportsettings nun neuerlich vielleicht so interpretieren, dass die gemeinhin gegebenen Machtverhältnisse der Kurszuordnung temporär außer Kraft gesetzt werden. Die Begleitung und ich bekommen unseren Platz an allen anderen vorbei garantiert. Zugleich ist die Kurszuteilung in ein weitläufigeres Machtspiel verstrickt, denn der uns gewährte Nachteilsausgleich bleibt für andere Menschen uneingelöst. Warum dürfen andere Nichtbehinderte die privilegierte Kurseintragung nicht nutzen? Und was, wenn sie auch in ihrer Teilhabe eingeschränkt sind, nicht aber über die nötige verbriefte Behinderung in Form eines Schwerbehindertenausweises verfügen? Oder was, wenn sie durch das Inklusionsangebot selbst behindert werden und zwar insofern, dass ihre Beeinträchtigung durch die angedeuteten Praktiken nicht überwunden werden kann?

Gewendet auf die eigene Situation bedeutet es, dass ich mich – über die das Organisationsprinzip stabilisierende Teilnahme – zum Komplizen von anderen, womöglich weiterhin ausgrenzenden Machtverhältnissen mache; scheint die Maßnahme doch durch die eigene Akzeptanz gewissermaßen legitimiert. Zugleich profitiere ich selbst von diesen Machtverhältnissen, und zwar in dem Maße, wie sie für mich außer Kraft gesetzt werden, für andere aber bestehen bleiben. Behinderung im Kontext von Diversität reflexiv erforschen heißt also weiterzugehen und weiter zu fragen, auch wenn es dann ambivalent wird. Durch solch entschiedene, die eigene (Forschungs-)Praxis einbeziehende Reflexivität macht man sich selbst und seine Praktiken zum Reflexionsanlass und wird im selben Maße angreifbar. Die eigene Subjektivität wird mitunter brüchig. Oder genauer formuliert: Sie erscheint so brüchig, ambivalent, vielschichtig und widersprüchlich wie es eine durch (Selbst-)Praktiken hervorgebrachte Subjektivität aufgrund der Mehrdimensionalität der Verhältnisse, in die sie sich eingreifend situiert, eben nur sein kann. Hieraus gewinnt die Forderung der Reflexion nicht-intendierter Nebenfolgen ihre Relevanz. Abschließend möchte ich nun die Gedankengänge aus dem Alltagshandeln lösen und sie auf die Forschungspraxis und das Feld der Disability Studies übertragen, indem das kulturelle Modell in die Überlegungen einbezogen wird.

4. Das Kategoriendilemma in den eigenen Grundlegungen

Auch in der Forschung spielt die Frage nach den Folgen eingesetzter Kategorien eine zentrale Rolle. Mit dem Gebrauch von Kategorien werden zeitgleich vergesellschaftete Wissensbestände aufgerufen, die (implizit) Normalitätsannahmen transportieren können und zu einer gewissen Eigendynamik zu tendieren scheinen; mindestens was die ihnen inhärente Stabilität durch Grenzziehungen anbelangt (Butler, 1993). Wie die an Foucault geschulte reflexive Diversitätsforschung können auch wir davon ausgehen, dass die auf Differenz zielenden Vorstellungen erst in einem Diskurs hervorgebracht und transformiert werden (Bühmann, 2020); was in Übereinstimmung zu der im kulturellen Modell virulenten Annahme dafür konstitutiver Machtverhältnisse steht (Waldschmidt, 2020). Solch Grundlegung teilen auch die Deaf Studies, denen zufolge in einer angemessenen Forschung in Pädagogik und Rehabilitation zunächst gesellschaftliche Machtstrukturen zu berücksichtigen seien, weil man nur so vorherrschenden Ideologien von Normalität oder Eugenik entgehen könne. Folglich arbeiten die Deaf Studies orientiert am kulturellen Modell von Behinderung; das heißt an einem Beitrag, die Gehörlosigkeit weniger als Mangel, sondern vielmehr als eine für das gesellschaftliche Zusammenleben und deren Weiterentwicklung wichtige Form menschlicher Diversität zu verstehen (Bauman & Murray, 2014).⁴ Gekämpft wird also für „den Neuentwurf einer Identität entlang einer kulturellen statt einer pathologischen Achse“ (Bauman & Murray, 2014, S. 19). Selbstredend ist dieses Bestreben nachvollziehbar und uneingeschränkt unterstützungswürdig. Gleichwohl löste bei mir eine Formulierung Irritationen aus, was als ein weiterer – nun forschungspraktischer – Beleg für das Erfordernis radikaler Reflexivität angeführt sein soll. Und zwar kommt es im Rahmen eines Plädoyers für zeitgemäßes Lernen zu dem folgenden Zitat, in dem Stokoe (2001) als Gewährsmann für eine

Aufwertung der Gebärdensprache herangezogen wird. Bemerkenswerterweise rekurriert man dafür auf die Hegemonie des Auges: "Yet vision may have an advantage, for it is neurologically a richer and more complex physiological system than hearing. Sight makes use of much more of the brain's capacity than does hearing" (Stokoe, 2001, S. 20). Naheliegend ist die Frage, auf welche ideologischen Konstrukte und folglich machtgetränkten Wissensbestände man sich bezieht, um den eigenen Argumenten der Aufwertung der Gebärdensprache Nachdruck zu verleihen. Angemahnt wurde im selben Beitrag die Bedeutung allgegenwärtiger Machtstrukturen, in welche sich die (Rehabilitations-)Forschung nicht so ohne Weiteres verstricken sollte. Offenkundig gilt diese Forderung nicht nur für mich und meinen Alltag, sondern auch für die Deaf Studies selbst. Denn es scheint ein prinzipielles Risiko zu existieren, in Komplizenschaft mit ideologisch überformten, gesellschaftlichen Machtstrukturen zu geraten.

Von anderer Seite aus bemüht man sich um eine Kritik am ableistischen Visualitätsprimat in Gesellschaft und Forschung. Solche Kritik aus Perspektive der Critical Blindness Studies zielt auf das Hinterfragen, Dekonstruieren und Einhegen überzogener Geltungsansprüche des Sehens bei gleichzeitiger Betonung der Bedeutung des Hörsinns für die Vergesellschaftung (Schulz, 2020a). Ist es aus Perspektive der Deaf Studies naheliegend, die Leistungsfähigkeit des Auges herauszustellen, um die Gebärdensprache zu profilieren, so mag dieser Schulterschluss von anderen bisweilen als okularzentristische Differenzverstärkung interpretiert werden.⁵ Jedoch möchte ich hier kein Spiel von Ab- und Aufwertung verschiedener Sinneskanäle und deren Leistungsfähigkeiten spielen und auch die implizite Einladung dazu ausschlagen. Das ist sogleich der Grund, weswegen ich keine Gegenargumente zu diesen unkritisch anmutenden Überhöhungen des Sehens und seiner kulturstiftenden Funktion liefere. Ich möchte vielmehr darauf hinweisen, wie schnell es auch in den Disability Studies geschieht, dass wir uns zu ambivalenten Strategien der Untermauerung eigener emanzipatorischer Positionen verführen lassen, die sich wiederum auf durchaus fragwürdige Normalitätsannahmen der Mehrheitsgesellschaft stützen (können). Dabei sollten wir uns doch aufmerksam selbst befragen, auf welche Wissensbestände wir unser eingreifendes Denken beziehen wollen und welche Bedeutung, Funktion und Folgen diese Wissensbestände nicht nur für uns, sondern auch für andere haben. Normalitätskonstruktionen und entsprechende Annahmen gewinnen ihre Relevanz über den jeweiligen Kontext, in dem sie aufgerufen und über den sie einbezogen werden; insofern sind mehrdimensionale Normalitätserwartungen nicht automatisch und für alle Fälle gleichermaßen das konstitutive Außen von Behinderung. Vielmehr gilt es, die Einsatzpunkte zu klären und sie in ihren Ambivalenzen offenzulegen. Schließlich situiert auch das Erfordernis diskursiver Anschlüsse die emanzipatorischen Praktiken zwischen Anpassung bzw. (Selbst-)Normalisierung und Widerstand gleichermaßen (Schulz, 2020b). Die von einer reflexiven Diversitätsforschung inspirierte und an die Kategorienkritik im kulturellen Modell anschließende Frage wäre also, wie wir uns in kritisch-emanzipatorischen Praktiken in Forschung und Alltag mintunter (unbemerkt) auf gesellschaftliche Normalitätserwartungen beziehen. Inwiefern setzen wir uns mit vermeintlich selbstverständlich anmutenden, strukturgebenden, jedoch Ungleichheiten mitkonfigurierenden Wissensbeständen und Konstruktionen (implizit) ins Verhältnis, und zwar ohne die einer solchen Allianz inhärenten Spannungsfelder hinreichend zu reflektieren?

Anmerkungen

¹ Dem wäre sicher genauer nachzuspüren, wobei auch ein Vergleich der methodologischen Grundlegungen der beiden Dispositivansätze von Bührmann und Waldschmidt weiterführend sein dürfte.

² Zugleich ließe sich mutmaßen, dass der Zuwachs diversitätssensibler Maßnahmen als ein Erfolg des sozialen Modells zu werten ist, da es hilft (homogene) Artikulationsräume des Widerstands zu organisieren (Schulz, 2020b).

³ Womit auf Prozesse der Subjektkonstitution verwiesen ist, die gerne auf Althusser (1977) zurückgeführt werden und die beispielsweise im Werk von Judith Butler (z. B. 2001) in ihren Ambivalenzen ausbuchstabiert sind.

⁴ Herangezogen wird die Übersetzung des Artikels aus dem Handbook of Deaf Studies, da die hier relevanten Stellen in der englischen Version nicht alle gefunden werden konnten.

⁵ Gefragt werden könnte beispielsweise alternativ nach für die Gebärdensprache womöglich konstitutiven Phänomenen eines inneren Hörens, womit sich leichter Gemeinsamkeiten herausstellen ließen.

Literatur

- Ahonen, P., Tienari, J., Meriläinen, S. & Pullen, A. (2014). Hidden contexts and invisible relations: A Foucauldian reading of diversity research. *Human Relations*, 67(3), 263–286. <https://doi.org/10.1177/0018726713491772>
- Althusser, L. (1977). *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. VSA.
- Bauman, H-D. L. & Murray, J. J. (2014). Deaf Studies im 21. Jahrhundert: ‚Deaf-gain‘ und die Zukunft der menschlichen Diversität. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 28(96), 18–41.
- Bührmann, A. D. (2020). *Reflexive Diversitätsforschung. Eine Einführung anhand eines Fallbeispiels*. Barbara Budrich.
- Butler, J. (1993). Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In S. Benhabib, J. Butler, D. Cornell & N. Fraser (Hrsg.), *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart* (S. 31–58). Fischer.
- Butler, J. (2001). *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Suhrkamp.
- Ellis, C., Adams, T.E. & Bochner, A. P. (2010). Autoethnografie. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 345–357). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_24
- Gardenswartz, L. & Rowe, A. (1998). *Managing diversity: A complete desk reference and planning guide*. McGraw-Hill.
- Krell, G. (2014). Wahrheitsspiele‘: Diversity versus oder inklusive Intersektionalität? *Soziale Probleme*, 25(2), 194–208.
- Schulz, M. (2020a). Sinnlichkeit und Ableismus im Kontext von Schriftsprache. Das disruptive Potential des auditiven Lesens. *Zeitschrift für Diversitätsforschung- und Management*, 5(1), 8–20. <https://doi.org/10.3224/zdfm.v5i1.02>
- Schulz, M. (2020b). Kategorien in Bewegung(en). Intersektionalität im Kontext von Subversion und Disability Studies. In A. V. Biele Mefebue, A. D. Bührmann & S. Grenz (Hrsg.), *Handbuch Intersektionalitätsforschung* (S. 1–15). Springer VS. https://link.springer.com/referenceworkentry/10.1007/978-3-658-26613-4_28-1
- Stokoe, W. (2001). *Language in hand: Why sign came before speech*. Gallaudet University Press.
- Waldschmidt, A. (2020). *Disability Studies zur Einführung*. Junius Verlag.

Zum Autor

Vertr. Prof. Dr. phil. Miklas Schulz ist Soziologe und Kommunikationswissenschaftler. Er vertritt seit April 2019 die Professur Inklusive Pädagogik und Diversität am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Duisburg-Essen und ist Postdoc am Institut für Sonderpädagogik an der Leibniz Universität Hannover (beurlaubt). Forschungsschwerpunkte: Critical Blindness/Disability Studies; Diversitäts- und Intersektionalitätsforschung; Körper-, Kultur-, und Mediensoziologie, Qualitative Methoden, Dispositivanalyse; (Auto-)Ethnografie.

E-Mail: miklas.schulz@uni-due.de